

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Befreiten
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Befreiten

Roman von Hermann Siegemann, Basel.

I.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Donald hatte die letzte Eintragung in sein Journal gemacht und saß in Gedanken verloren vor dem Schreibtisch. Das Licht in der Glühbirne zitterte leise, so oft er unruhig auf dem Stuhl rückte. Der Chronometer, der von der letzten Pulsprüfung noch neben ihm auf der Tischplatte lag, tickte ausdringlich laut in dem stillen Zimmer.

Ein scheues Klopfen an der Tapetentür, die ins Hinterzimmer führte — Donald schrak auf. Einen Augenblick mußte er sich auf sich selbst besinnen, dann erhob er sich und ging öffnen.

„Du bist's, Mama?“

„Ja, du bist doch fertig? Ja? Nun, so komm noch ein halbes Stündchen nach hinten, ehe du gehst. Oder hast du keine Zeit?“

Die klugen braunen Augen in dem stillen, mit zahllosen feinen Fältchen übersponnenen und doch noch beinahe jugendlich zarten Gesicht sahen ihn so forschend und vertrauensheischend an, daß er nicht anders konnte als, wie so oft schon, auf die kaum angedeuteten Fragen Antwort geben.

„Zeit hätte ich schon ein halbes Stündchen, Mama; aber ich bin nicht in der Stimmung.“

„Aber das ist doch kein Grund, Don! Ich denke mir, du findest vielleicht bei uns deine Stimmung wieder.“

Und als er schwieg und nur befangen mit einem gequälten Zucken des ausdrucksvollen, vom welligen Schnurrbart kaum beschatteten Mundes sich am Operationstischchen zu tun machte, trat die Mutter neben ihn und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Willst du mir nicht sagen, was dich quält? Hast du einen schweren Fall, oder ist es sonst etwas?“

Da ließ Donald die Lanzette auf die klirrende Glasplatte fallen, warf den Wattenbausch in den Eimer und ergriff mit beiden Händen die weiche Rechte der Mutter.

„Ja, es ist, was du meinst: Eva Gunter. Ich komme nicht los von der Frau, Mutter!“

„Aber Don, wie kannst du nur so reden! Nicht loskommen!“

„Ich weiß, was du sagen willst. Es ist nichts vorgefallen zwischen uns. Ich bin der Arzt ihres Mannes, dem freilich kein Arzt helfen kann. Ich habe kein Wort — ich schwör's dir, Mutter — kein Wort mit ihr gewechselt, das nicht jeder hätte hören dürfen. Und sie, sie...“

Er brach ab, drückte die Hand der Mutter so krampfhaft, daß die vereint am Goldfinger getragenen Trauringe ihr wehe taten, und ging dann hastig ans Fenster. Nervös zog er an den Schnüren, die Storen und Portieren glitten zurück, und der Tag drang ins Zimmer.

Ein rostfarbener Schein lag über den Dächern; es war kurz vor Anbruch der Dämmerung, und das tausendfältige Geräusch der Straße schwoll mit einem Male zu den Fenstern hinauf und fing sich in dem Raum, den ein eigentümliches Licht, orangefarben fast, erfüllte.

Das Antlitz der Mutter errötete in diesem Schein, und als Donald den gespannten ängstlichen Ausdruck in ihren Mienen sah, bemühte er sich zu lächeln.

„Es wird schon werden, Mama! Ich bin ja kein jugendlicher Schwärmer mehr und mit meinen fünfunddreißig Jahren reichlich alt, viel zu alt für Liebestollheiten.“

„Na, na, mein Junge, mit deinem Alter hab' dich nur nicht so!“ entgegnete Frau Sanitätsrat Horn. „Du

bist trotz der Fünfunddreißig noch sehr jung und in manchen Dingen mehr als überschwänglich.“

Donald lachte.

„Papas Sohn, ich weiß schon! Der hatte ja auch so eine aufs Ganze gehende Natur.“

„Von mir ist wohl auch ein bißchen dabei,“ versetzte die Mutter scherzend, und ein rührend glückliches Lächeln huschte um ihre Lippen.

Da warf Donald mit einem Ruck die Gedanken und Gefühle ab, die ihn bedrängten, und legte den Arm um ihre Schulter.

„Also komm, Mutting, eine Viertelstunde hab' ich noch Zeit.“

In dem Berlinerzimmer kroch schon das Dunkel an den Wänden hin, und nur die Silhouette der Mädchengestalt, die am Fenster saß, hob sich scharf vom hellgrauen Hintergrund ab.

„Nun, Mila, noch im Dufstern!“ scherzte Donald, der sich Gewalt antat, die gute Laune zu heucheln, um die ihn die Augen der Mutter gebeten hatten.

Mila löste die im Schoß verschlungenen Hände und stand auf. Sie fühlte, wie sie wieder errötete, und, als ob er es gesehen hätte, fuhr Donald fort: „Die Flut kommt, Bäschen, sie steigt dir schon bis in die Schläfen.“

Und richtig, im aufglühenden elektrischen Licht, das Frau Horn aufgedreht hatte, erschienen Milas Wangen in heiße Röte getaucht. Hastig strich sie sich über die Augen und das wellige Haar, trat dann stumm zu der Armoire und setzte die Teetassen auf den Tisch.

Da ergriff Donald ihre Hand und hielt sie samt der Tasse fest, die sie vor ihn hinstellen wollte.

„Nun bist du wieder blaß, gänzliche Ebbe! Sag', fehlt dir was, Mila? Du hast in letzter Zeit so etwas Unstütes!“

Er fühlte die Kälte in ihren Fingerspitzen und sah sie forschend an.

Sie hielt den Blick gesenkt, um ihren Mund zuckten zwei scharfe Linien; aber dann versuchte sie zu lächeln und das Gesicht wurde von einem jugendlichen, beinahe kindlichen Ausdruck erhellt.

„Mir ist nichts, Don, nein, mir fehlt nichts. Nur das Rot- und Bläßwerden, das ist nun mal so!“

„Das ist nun mal so,“ wiederholte Donald unwillkürlich und wie unter einem Zwang. Und als er die Worte sprach, fiel ihm ein, daß er sie gestern erst von Eva gehört hatte. Genau dieselben Worte.

Er hatte sie gebeten, sich bei der Pflege Gunters nicht zu überanstrengen; denn sie stände erst am Anfang der Prüfung, die die Krankheit ihr auferlegte. Da antwortete sie, und ihre dunkeln Augen sahen mit einem unergründlichen Ausdruck an ihm vorbei ins Ungewisse: „Das ist nun mal so, Herr Doktor!“

Dann hatte sie ihm die Hand gereicht; es war im Zwiellicht unter der roten Portiere des Vorzimmers, er fühlte noch den leisen Druck der feingliedrigen, nervösen Frauenhand, und wieder war ihm das Herz unruhig geworden, als er sie dicht vor sich sah, das blasse schöne Gesicht von keinem Zuge des Schmerzes, keinem Lächeln bewegt, sondern unbewegt, ein süßes Rätsel. Er hätte sie in die Arme fassen, ihr in die verschleierten Augen sehen und sie wecken mögen zum Leben. Ja, wie eine Schlafwandlerin war sie ihm erschienen, an jenem Tag, als er die Vertretung des Medizinalrats Baum übernommen hatte — und seit dessen Tod waren Monate verstrichen, Eva Gunter aber war ihm fremd geblieben. Nur ein-, nein, zweimal war eine Blutwelle in ihre Wangen, eine Feuchte in ihre Augen getreten, es war ihm, als müßte sie ihm ohne ein Wort der Erklärung, ohne eine Aussprache, ihre Hände, ihre Lippen lassen; aber das waren wohl Selbsttäuschungen gewesen, neckende Wünsche, die in seiner Phantasie aufgeflammt waren.

„Laß mich, Don!“

Er fuhr auf.

„Verzeih, Mila, ich, ich war . . .“

„Du warst in Gedanken,“ ergänzte sie und stellte die Tasse vor ihn hin.

Er hatte ihre Hand wohl länger als eine Minute festgehalten und suchte nun seine Befangenheit zu verdecken, indem er erwiderte:

„Du solltest etwas für dich tun, Mila, mehr spazieren gehen; hier hinten hinaus und auch nach vorn, das ist ja doch keine Lustkur. Und der Lärm der Friedrichsstraße, das Gerassel da unten, das ist auch nicht gerade nervenstärkend!“

„Da hat Don ganz recht,“ fiel die Mutter lebhaft ein, „du mußt mehr an die Luft. Ich weiß schon, du willst nicht müßig gehen; aber deine Uebersetzungen laufen dir ja nicht fort, und du bist auch noch immer vor dem abgesprochenen Termin fertig geworden.“

Mila erwiderte nichts; Don aber fragte:

„Macht dir das eigentlich großen Spaß, die langstieligen Geschichten von der Braddon und Florence Marryat und wie die Familienblättrinnen alle heißen in unser geliebtes Deutsch zu übertragen?“

„Nun, Spaß nicht gerade, Don; aber manchmal fühlt man sich doch sehr wohl dabei. So, wenn man weiß: Heute kriege ich das Kapitel zu Ende; das Ziel ist glücklich erreicht, und der junge Lord endlich von dem Verdacht gereinigt, das Perlenhalsband gestohlen zu haben. Dann kommt nachher eine Zufriedenheit über einen, so was wie ein Befreitsein, und man empfindet auf einmal, wie schal das alles ist und wie viel einfacher, aber auch wie viel tiefer das wirkliche Leben.“

Es war ganz still im Zimmer, als Mila gesprochen

hatte. Man hörte die Wanduhr ticken, und sogar das dumpfe Geräusch der durch die Französische Straße fahrenden elektrischen Straßenbahn war deutlich vernehmbar.

Donald sah erstaunt, fast betroffen auf das Mädchen, aus dem plötzlich eine andere, ihm Unbekannte, ein Innenleben gesprochen hatte, das niemand hinter der stillen Stirn gesucht hätte.

Die Mutter aber verkrümelte mit zitternden Fingern ein Stückchen Brot, und ihre Lippen zuckten, als säße ihr ein Schluchzen in der Brust.

Mila stand aufrecht, ihre Hände hielten die Stuhllehne umfaßt, und sie sah durch Wand und Mauer, abwesenden Geistes, ins Leere. Eine Milde und eine Reife prägten sich in dem Gesicht der kaum Zweiundzwanzigjährigen aus, als hätte sie dem Leben schon alle seine Reize und Pflichten abgewonnen.

„Sag mal, Mila,“ fragte Donald leise, „sag, was ist nur mit dir vorgegangen? Seit ich euch damals auf der Reise nach der Schweiz am Rhein besuchte, das sind also an vier Jahre, hast du dich so ausgewachsen, ich meine seelisch, bist so mit dir und dem Umbdickherum fertig geworden, daß einem ordentlich das Gewissen schlägt. Ich hab' dich damals erst kennen gelernt und hatte ein liebes wolliges Schäfchen zurückgelassen, und jetzt ist ein fertiger Mensch daraus geworden. Ist das die Berliner Luft? Ich versteh's nicht!“

Mila war zusammengefahren bei seinen ersten Worten; dann hatte sie sich gefaßt, nur ein unruhig fragender Blick irrte zu der alten Frau hinüber, die jetzt die Hände krampfhaft gefaltet hielt.

Als der Blick Milas ihr Antlitz suchte, nickte sie ihr liebevoll und beruhigend zu, und das Mädchen atmete auf.

„Nun, die Zeit tut's ja nicht,“ entgegnete sie, „ich habe ja wohl viel durchgemacht seit Mamas und Papas schrecklichem Tode.“

Ihre Lippen preßten sich aufeinander, und sie trat schnell aus dem Lichte der elektrischen Lampe in den Hintergrund des Zimmers.

„Das gewiß! Verzeih, Mila, ich habe dich an etwas Wehes erinnert!“

Der Arzt stand auf und ging zu ihr hin.

„Verzeih!“ wiederholte er, und seine warme Stimme hatte einen suggestiven Klang, wie ein Streicheln, das lieblosend böse Schmerzen besänftigen will.

Mila versuchte zu lächeln, und es gelang ihr beinahe auch. Doch auf einmal faßte sie in rascher Aufwallung, von einem ihr selbst unerklärlichen Gefühl der Angst gepackt, seine Hand und stieß hastig, flehend die Worte hervor:

„Du bist ein guter Mensch, Don. Auf dich kann

man sich verlassen, nicht wahr? In allem, in allem und jedem, nicht wahr, Don? Du, du hältst einem Wort!“

„Mila!“

Frau Horn hatte es gerufen, als wollte sie dem Mädchen Schweigen gebieten. Sie war so hastig vom Tisch aufgefahren, daß ihre Tasse umstürzte und über den Rand auf die Dielen fiel. Weit hin klirrten die Scherben.

Einen Augenblick lenkte dieses Mißgeschick die Aufmerksamkeit ab; dann kam Donald wieder auf die Sache zurück.

„Was ist's mit deiner erregten Frage? So fragt man nur, wenn man was auf dem Herzen hat!“

„Ach wo,“ fiel die Mutter ein, „was auf dem Herzen! Nein, nein, das dumme Ding hat Ruh, nicht wahr, Mila?“

Wie gemacht lustig und obenhin das klang! Donald hörte es wohl heraus, und argwöhnisch ging sein Blick von der Mutter zu Mila. Aber die Mutter lächelte tapfer, und auch das Mädchen war seiner Aufwallung Herr geworden und sah ihn mit klaren Augen an. Daß ihr Herz schmerzhaft klopfte, konnte er nicht erkennen; denn sie hatte seine Hand längst freigegeben und flocht krampfhaft die Finger ineinander.

Da raffte sich Donald aus den plötzlich aufgestörten Gedanken auf und nahm Abschied.

Die Mutter begleitete ihn auf den Flur.

Während er den Mantel anzog, fragte er mit gedämpfter Stimme:

„Was ist mit dem Mädchen? Ist sie schon lange so?“

Sie wollte nicht lügen, um sich nicht ein für allemal die Aussprache abzuschneiden und erwiderte ausweichend:

„Das kommt nur so mal heraus, Don. So ist sie schon seit ein paar Jahren. Aber klar und fest dabei; nur nach außen, da weiß sie manchmal nicht wo hintreten.“

Kopfschüttelnd sah er die kleine Frau an.

„Na, ein Muster von Klarheit war diese Rede nicht, Mutter! Wenn's nicht abgeschmakt wäre, würde ich dich jetzt noch fragen, ob Mila eine unglückliche Liebe hat.“

Als sie protestierend die Hände hob, fuhr er lachend fort: „Schon gut, ich revoziere.“ Und schloß dann bitter: „Wo sollte die auch herkommen! Ihr sitzt ja hier wie die leidhaftigen Moabiter als Gefangene unter mühsam aufgefrischten Möbeln und zählt die Pfennige. Aber das sag' ich dir, Mama, an Milas Bißchen wird nicht gerührt! Oder brockt sie etwa immer noch zu?“

„Gott bewahre, Don, sorg' dich nicht, wir kommen schon durch! Du bist jetzt ja über das Schlimmste hinaus. Geh jetzt, mein Junge!“

Sie blickte ihm nach, wie er die läuferbelegte Treppe

hinunterging. An der Biegung erhaschte sie noch einmal sein Gesicht. Es war blaß im scharfen Licht, und über der Nasenwurzel stand eine tiefe Falte. Da tat ihr Herz einen schweren Schlag, und sie hätte ihn gern zurückgerufen und gefragt, wem sein erster Besuch gelte. Sie kannte jene Frau nicht; nur ihr Name war zwischen ihnen genannt worden, früher häufig, später, als er in sich hineinschwieg, seltener. Mit einem Seufzer drückte sie die Flurtür ins Schloß und steckte die Kette vor.

Als sie sich umwandte, sah sie Mila auf der Zimmerchwelle stehen.

„Ihr habt noch mit einander geflüstert. Was ist?“ fragte das Mädchen, und ihre Stimme klang heiser vor Aufregung.

„Nichts, beruhige dich! Ich sage ihm nichts,“ erwiderte die Mutter.

„Er soll es aber wissen, er muß es doch endlich wissen, Tante,“ antwortete sie.

Da zog die alte Frau die schlanke Gestalt an sich, ganz dicht, so daß ihr kein Hauch verloren ging, und flüsterte:

„Hältst du ihn für stark genug? Meinst du, es bleibt dann alles zwischen uns wie bisher?“

„Nicht! Du meinst nicht! Ja, was hab' ich denn getan? Du glaubst, er wird mit Steinen nach mir werfen? Geh, geh, das glaub' ich nicht, das kann er nicht, das darf er ja nicht!“

Fassungslos brach sie auf einen Stuhl nieder und begann zu schluchzen. Aber ebenso schnell sprang sie auf.



„Ich muß fort, ich muß . . . Nein, halt' mich nicht! Es wird dunkel, sagst du, das tut nichts; ich fahre mit der Elektrischen, ich muß. Willst du mir auch untreu werden? Laß mich, ich muß . . . Bis Du zurückkommst von deinen Krankenbesuchen, bin ich wieder da.“

Sie ließ sich nicht halten, und Frau Horn sah ein, daß sie ihr den Willen tun mußte, half ihr in die Jacke und steckte ihr mit zitternden Fingern die Haarschärpe fest, die sich gelöst hatte.

Und als Mila ihr adieu sagte, mit zuckendem Mund und glänzenden, von heimlichen Tränen blanken Augen, da schob sie ihr schnell ein Dütchen in den Muff und flüsterte verschämt:

„Bring's ihm von mir und komm mir bald wieder, Kind!“

„O du, du bist doch die Allerbeste! Was wär' geworden, wenn ich dich nicht gehabt hätte!“ stammelte das Mädchen; die kleine Frau aber schob sie sanft über die Schwelle und drückte die Tür hinter ihr ins Schloß.

Gegen die Tür gelehnt, stand sie einen Augenblick still, als trügen sie die Füße nicht mehr; dann ging sie ins Sprechzimmer ihres Sohnes und blickte durch die Doppelfenster auf die Straße hinab.

Jetzt trat unten eine schlanke Gestalt aus dem Portal, schritt schnell und sicher zwischen den sich kreuzenden Droschken und Omnibussen hindurch auf die andere Seite, tauchte in die Menge, die breitströmend das Trottoir füllte, und war verschwunden.

Lichtfluten ergossen sich aus den Auslagen der Läden, und der Novemberwind trug kleine Kristalle mit sich, die seltsam aufsunkelten im Vorüberfliegen und auf Hüten und Kleidern glitzerten und vergingen.

Nur ein verworrenes Gebrause drang zu der einsamen Frau herauf, die Rufe der fliegenden Händler, das Gespräch von Tausenden, das Geräusch der Schritte, das Rollen der Räder, alles verquirit sich zu einem dumpfen Brausen, nur das eifertige Klapp-Klapp der Taktmeter klang scharf und bestimmt heraus, als gäbe es den Takt an zu dem wirren Lärm.

Da kamen alte Erinnerungen, kleinstädtische Angstgefühle über die Frau, die ihren Sohn und die Tochter ihrer Schwester in die dämmernde Nacht und das flutende Leben hatte hinausleiten sehen, und die roten und grünen Augen der Omnibusse, das scharfe heizende Pochen der Rufe, die bellenden Klingeln der Elektrischen vom Schnittpunkt der Französischen Straße und die grelle Bläße der Menschen dort unten erschreckten sie plötzlich bis ins innerste Herz.

II.

„Laß das Schild wegnehmen, Eva, hörst du!“

„Ja, Karl!“

„Morgen früh schon, oder nein, Friedrich kann's

abjchrauben, heute noch! Ein Architektenschild an meiner Tür! Ich baue keine Häuser mehr.“

Als Eva am Bett sitzen blieb, drehte sich der Kranke mühsam herum.

„Warum bist du noch da? Abjchrauben, sofort! Ehe der Doktor kommt. So tu' doch, was ich dir sage!“

Schweratmend sank er zurück. Auf seiner hohen, schön gemeißelten Stirn stand ein Kranz winziger Schweißtropfen, die im gedämpften Licht glänzten, so oft Gunter den Kopf bewegte. Mit den zitternden Händen zerrte er an der Steppdecke, und seine Augen lagen halb versteckt unter den müden Lidern.

„Ich gehe, Karl, nur Ruhe; es geschieht ja alles, wie du willst.“

Ihre tiefe Altstimme klang verhalten wie eine schwach angeschlagene Glocke, und als sie sich erhob und ihr Kopf in den Lichtkreis des Kronleuchters tauchte, unter dem ein seidenes Tuch schwebend an einem Reif aufgespannt hing, sodaß das Bett in sanftem Schatten stand, da lag eine füllsame, geduldige Ruhe auf dem weißen Frauenantlitz, die es wie verklärt erscheinen ließ.

„Bleib, wo willst du hin?“

Seine Finger suchten das fließende Gewand zu fassen, das an seinem Bett entlang glitt.

Sie trat den Schritt zurück, den sie gemacht hatte, und setzte sich wieder. Wieder schwebte derselbe Schatten über ihr und ihm.

Er hatte ihren Armel, ihre Hand gesucht und gefunden. Eine Weile war es still. Nur sein ungleicher Atem ging durchs Zimmer, und jetzt auf einmal ein Pochgeräusch: sein Herzschlag.

„Karl!“

Sie hatte sich über ihn gebeugt. Er hielt die Augen geschlossen. Ein verfallenes, zerquältes, häßlich gewordenes Gesicht. Unwillkürlich suchte sie in seinen Zügen nach dem, was die Krankheit hinweggewischt hatte. Auf ihre Stirn trat eine Falte, ihre Zähne bissen auf die rote Lippe, daß das runde Kinn sich straffte. Ein Ausdruck beklommener Sehnsucht erschien in ihren Zügen, und ihre Brust atmete voll und tief.

Da schlug Gunter unvermutet die Augen auf, und einen Moment sahen sie sich an, sah er ihr Gesicht mit dem unbewachten Ausdruck über sich geneigt, sah sie seinen brennenden erschreckten Blick.

Dann fragte sie leise:

„Ist dir leichter?“

„Ja!“

Sie zögerte noch; doch als das kurze Ja, das mechanisch über seine Lippen gekommen war, ohne Nachsatz blieb, glitt sie wieder auf ihren Stuhl zurück.

Auf einmal, sie war in ein dämmerndes Sinnen verloren gewesen, schreckte ein Flüstern sie auf.

Es war Karl, der die Augen wieder geschlossen hatte und vor sich hin murmelte. Am Zucken seiner Hand spürte sie, daß seine Sinne angespannt waren, daß er wußte, daß er und was er sprach.

Ein kindisches Angstgefühl befiel sie, und sie mußte sich Gewalt antun, ihre Ruhe zu bewahren.

„Natürlich . . . Verstellung . . . Na ja! . . . Ich begreif's ja . . . Vier, fünf Monate liegt er nun schon da . . . Ein Jahr lang kroch er noch umher . . . Und da . . . Aber schön ist's nicht . . . Nein, schön ist's nicht . . . nein, nicht schön . . . gar nicht schön . . .“

Eine Weile schwieg er, dann lispelte er wieder: „Nein, schön ist's nicht . . .“ Und immer wieder: „Nein, gar nicht schön!“

Da stieg ihr zum ersten Mal ein leidenschaftlich Wehren vom Herzen auf, ein Bedürfnis, sich zu verteidigen, sich zu rechtfertigen, zugestehen halb, und halb Protest. Nun, ja doch, ja, sie saß seit Monaten an diesem Bett, wach seit fünfviertel Jahren nicht von seiner Seite, immer gleich geduldig, gleich besorgt und pflichtgetreu! Was konnte sie denn dafür, daß sie nicht ganz war, was sie schien, was sie sein sollte, eine Krankenschwester, eine Nonne, taub und blind und gefühllos für jede eigene Regung!

„Karl!“

Ihre Stimme vibrierte, und wie stets versagte ihr auch jetzt der Mund. Im Innern empfand sie stark und leidenschaftlich; doch ihr Äußeres verriet nichts davon.

Er hatte nicht geantwortet auf ihren Anruf, sondern flüsterte immer noch dieselben bösen Worte.

„Karl, ich weiß, daß du mich hörst. Sag, warum quälst du dich und mich?“

Er lachte, ein lautloses Lachen, mehr Gebärde als Atembewegung, und hielt hartnäckig die Augen geschlossen.

„Ich quäle dich . . . So, so . . . Ich bin dein Quäler, dein Tyrann . . . und du . . . du bist meine Sklavin . . . Na, ja . . . auch das noch . . . Natürlich!“

Eva biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuschreien. Das Zimmer mit seinem eigentümlich verteilten Licht, den Reflexen in Spiegeln und Polituren, den Teppichen und Portieren, dem unbestimmbaren Duft nach Mituren, alles drückte ihr auf die Brust. Wenn sie ihm doch einmal hätte recht geben dürfen, ihm zurufen: „Ja, ja, du hast recht, ich bin's, ich bin wie eine Gefangene, eine Verdamnte, ich sehne mich nach Licht, nach Luft, nach Leben; aber ich weiß auch, daß du nichts dafür kannst, daß es mal so ist, daß ich still halten muß! Nur quäl' mich nicht, hörch nicht, ob ich noch andere Wünsche hab', stör' sie nicht auf! Ich bin bei dir, ich bleib' bei dir! Nur laß mich mit mir allein fertig werden!“ — Wenn sie ihm das doch hätte antworten dürfen!

Aber das durfte sie nicht. Er mißverstand sie ganz gewiß, und — sie konnte es auch nicht, hatte es ihm gegenüber nie können. Sie schwieg. Nur ihr Herz schlug schmerzhaft schnell, und in ihren Ohren brauste das Blut, sodaß sie sein Flüstern nicht mehr hörte.

Nun lag auch er wieder still, seine Lippen bewegten sich nicht mehr. Er schien zu schlummern.

Der Vorhang, der die Türe verdeckte, bewegte sich. Die Pflegerin trat geräuschlos ein. Stumm wechselten die beiden Frauen den Platz.

Als Eva das Krankenzimmer verlassen hatte, blieb sie einen Augenblick stehen. Sie mußte sich im Boudoir an einem Möbel halten, so stark war der Schwindel, der sie diesmal befiel.

Und auch jetzt war ihr Kopf leer, wie ausgeräumt, sie hatte gar keine Gedanken mehr; nur das Ohr war angestrengt, falls er nach ihr verlangte und die Diakonissin ihm den Willen tun mußte.

Das Stubenmädchen huschte herein und machte sich um die gnädige Frau zu tun.

„Was ist, was wünschen Sie, Minna?“

„Ich dachte . . . ich bitte um Verzeihung; aber da ich so lange schon keinen Ausgang mehr hatte . . . wenn die gnädige Frau erlauben . . . meinen Bräutigam . . .“

„Schon gut, gehen Sie!“

Sechs Uhr. Nun mußte Dr. Horn jeden Augenblick kommen. Unwillkürlich trat Eva ans Erkerfenster. Sie konnte die Charlottenstraße bis zum Berliner Theater hinuntersehen; dort ging die Minna, ihr weißes Häubchen schimmerte im Schein der Laterne, und jetzt war's Eva, als hätte sie Horn aus der Droschke steigen sehen, die drüben auf der andern Seite hielt.

Aber ehe sie sich noch des leichtern Atemzuges freuen konnte, der ihr die Brust hob, kam ein feiner Silberton aus dem Krankenzimmer. Die Klingel, er rief nach ihr.

Auf der Schwelle der Wohnstube stieß Eva auf den Arzt.

Donald faßte die Hand, die ihm ruhig, fast apathisch gereicht wurde. Aus Evas Gesicht waren Unruhe und Angst, aber auch jedes Zeichen innern Lebens gewichen; unbewegt erschienen die Züge, nur die Flügel der beinahe orientalisches geschnittenen Nase verrieten, daß sie den Atem mühsam zwang. Unter den Augen lagen bläuliche Schatten.

„Sie sehen überanstrengt aus, gnädige Frau, Sie schonen sich nicht, trotz meiner Bitten,“ sagte Donald leise. Sie entzog ihm die Hand.

„Ich verbrauche nur ein bißchen Nervenkraft, sonst hat das keine Bedeutung, Herr Doktor.“

Ihre Blicke flirrten, sie sahen sich nicht an; aber sie sprachen mit einer äußerlichen Ruhe, die nach Gleichgültigkeit aussah.

„Schonen Sie sich, Sie brauchen Ihre Kraft noch!“ Da zuckte sie die Achseln.

„Keine Sorge, Herr Doktor, ich halte aus.“

Das klang abweisend, und auf einmal packte Donald ein Gefühl, das gemahnte beinahe an Haß. Ja, er haßte den Mann, der dieses zarte Gebilde, dieses zur Liebe, zur Sonne bestimmte Geschöpf, an sein hinfälliges Leben und qualvolles Krankenlager fesselte.

„Sie halten aus, was man aushalten nennt, ja; aber Sie gehen doch zugrunde dabei.“

Er war dicht vor sie hingetreten. Unwillkürlich suchte sie einen Halt und lehnte sich an den hohen, weißen Kachelofen.

Jetzt mieden sich ihre Blicke nicht mehr.

Wie ein Schleier glitt's bei einem Wimpernschlag von Evas Augen, und Donald sah ein Schmerzfünkchen darin glimmen, als sie mit tonloser Stimme erwiderte:

„Es ist nun mal so.“

„Eva, gnädige Frau!“

Das gräßliche Wort brachte ihn außer sich, diese fatalistische resignierte Ergebung in das Schicksal. Beide Hände der Regungslosen hatte er im ungezügelten Impuls ergriffen und hielt sie fest umschlossen.

Da klingelte es wieder; spöttisch klang das dünne Stimmchen des Glöckchens, und Eva löste ihre Hände, strich sich über die Schläfen, in denen das Blut im bläulichen Geäder stärker klopfte als sonst, und faßte sich.

„Kommen Sie, Doktor, der arme Mensch da drinnen hat's am schwersten.“

Ihm lag ein Widerspruch auf der Zunge; aber er schwieg. Im Krankenzimmer war Donald ganz Arzt, der Arzt bon enfant, wie es diesem mißtrauischen, von der Krankheit zu einem Kleinlichen, gereizten, selbstsüchtigen Menschen gewordenen Patienten gegenüber am Platz war.

Gunter saß in den Kissen, als sie eintraten, und starrte ihnen schweratmend, mit trüben Augen entgegen. Die Diakonissin hatte den Lichtschirm entfernen müssen, sodaß der ganze Raum erleuchtet war.

„Sie sind schon länger da, Doktor?“ fragte der Kranke.

„Die gnädige Frau berichtete mir über Ihr Befinden,“ erwiderte Donald und setzte sich an das Bett. „Sie sehen ja ganz ordentlich aus und“ — er wandte sich mit einer Bewegung des Kopfes an Eva — „das Herz? Gut? Also, nun erzählen Sie mal, Gunter! Uebrigens ein Nordost draußen wie mit Nadeln, freuen Sie sich Ihrer stillen Ruhe!“

Und dann begann der Arzt die Untersuchung.

Eva stand am Fußende des Bettes, dort, wo sie seit Wochen und Monaten gestanden hatte, so oft auch Donald erschienen war. Und von Tag zu Tag war



Siena 1896.
Rittmeyer

Taufkapelle (S. Giovanni) des Domes von Siena.
Nach dem Aquarell von Robert Rittmeyer, Winterthur.



Kohlenflitze aus einem Skizzenbuch von J. Ruch, Schwanden-Paris.

das Gefühl in ihm gewachsen, daß sie nicht an diesen Platz gehöre; aber heute begann ihre stumme Gegenwart ihn zum ersten Mal wirklich zu zerstreuen.

Plötzlich hob er den Kopf vom Stethoskop und sagte mit harter Stimme:

„Darf ich bitten, uns einen Augenblick allein zu lassen, gnädige Frau!“

Eva schrak auf wie aus einem Traum und ging dann schweigend ins Nebenzimmer. Es saß ihr ein Selbstvorwurf in der Brust. Hatte sie etwas ver-
sehen?

Der Patient atmete kürzer, seine Hände griffen krampfhaft in die Laken, als der Arzt Eva hinauswies; nur die Pflegerin zeigte kein Zeichen von Überraschung; sondern tat geräuschlos wie immer Handreichung.

Nach Evas Weggang fühlte sich Donald wieder frei und nahm nun die Untersuchung mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vor, stellte die genauesten Fragen und konzentrierte sich mit allem Wissen und Willen auf das, was hier seines Amtes war. Der Befund war trostlos; nur das ungewöhnlich kräftige Herz tat immer wieder seinen schweren Dienst und schob die unabwendbare Katastrophe nun schon so lange hinaus, daß Donald den Endtermin gar nicht zu bestimmen vermochte.

Gunter lag jetzt ruhig, die weißen Hände auf der grünen Steppdecke.

Donald hatte ein Rezept geschrieben und erhob sich. Da sagte Gunter:

„Bitte, noch ein Wort . . . Unter vier Augen!“

Die Schwester verließ sofort das Zimmer.

Als die Portiere sich geschlossen hatte, zog der Kranke den Arzt zu sich herunter.

„Heute will ich's wissen, Horn, wie steht's?“

„Aber verehrter . . .“

„Nein, ich will's wissen. Ich verstehe nichts davon, gar nichts. Sie brauchen mir auch keinen Namen zu nennen, das interessiert mich gar nicht. Aber wissen will ich's, ob die Tierquälerei einen Zweck hat. Kann ich noch einmal aufkommen?“

„Gewiß können Sie wieder hochkommen; aber . . .“

Wiederum unterbrach ihn Gunter:

„Unsinn, daß ich frage! Ich erfahr's ja doch nicht. Und notwendig ist's schließlich auch nicht.“ Und mit bitterem Spott fuhr er fort: „Und doch . . . eigentlich ist doch heutzutage das Rückgrat entbehrlich.“

Donald hielt seine trockene Hand.

„Sie sind eine baumstarke Natur. Nun bleiben Sie auch sonst stark, sich und andern gegenüber und . . .“ Mit einem Ruck richtete Gunter sich auf.

„Was ist, was soll die . . . die Anspielung? Hat sie geklagt? Weil ich sie quäle, weil ich sie nicht schlafen, nicht von mir fortlasse, so, hat sie das?“

Er leuchte, der Atem drohte ihm zu fehlen.

Donald aber war zusammengefahren. Also das war's! Das verbarg sie vor ihm. Und er, der Arzt, hatte es nicht erkannt, daß sie unter den von allen Schmerzen und Leiden eingegebenen Launen des kranken Quälers litt und darum eine Maske vorgenommen hatte, die nichts von ihrem Pflegemut, zugleich aber auch nichts von ihrer wahren Natur offenbarte!

Und als Gunter seine Frage wiederholte, erwiderte er: „Sie irren, Frau Gunter hat noch nie ein Wort geklagt. Und Sie sollten ihr das Liebesamt nicht schwerer machen durch diesen Verdacht!“

„Also nicht!“

Mit einem Seufzer der Erleichterung sank er zurück.

Donald wollte seine Hand loslassen; aber Gunter hielt sie so fest, daß es ihm nicht möglich geworden wäre ohne Gewalt.

„Bleiben Sie, Horn; ich will nicht allein sein.“

„Gut, ruhen Sie jetzt, ich bleibe noch.“

„Also nicht geklagt! Sie soll aber klagen,“ fuhr er auf einmal in die Höhe, „das ist ja unnatürlich, wenn sie's nicht tut. Ich quäl' sie ja . . . Ja, ja, ich quäl' sie. Aber, Horn, es ist stärker als ich, es ist was, das mich erbärmlich macht, in mir. Schlafen, geben Sie mir tüchtig Morphium oder was dergleichen, ich will endlich Ruhe haben!“

Donald sprach ihm zu; aber er war nicht zu beruhigen.

„Was soll der ganze Jammer! Aus — aus — aus — ich wollte, es wäre so weit, das wäre das Beste für uns beide!“

„Karl!“

Sie hatten nicht gehört, daß Eva über den letzten Worten eingetreten war. Blaß, statuenhaft blaß, stand sie hinter ihnen.

Einen Augenblick war Schweigen unter den drei Menschen; dann murmelte Gunter, und sein skeptisches Lächeln aus gesunden Tagen verzog seine Lippen:

„Na, ja, protestier' man nicht!“

Sie erwiderte nichts, sah ihn eine Weile still an und trat dann ans Fenster. Da zog er mit Anstrengung seine Hand zurück und grub den Kopf tiefer in die Kissen.

„Adieu, Doktor, ich passe.“

Er machte eine Bewegung, als wollte er sich nach der andern Seite kehren.

Donald stand auf. Er wollte Eva noch einmal sprechen; aber sie hatte die Stirn gegen die Scheibe gelehnt und blickte sich nicht um.

Da sagte er leise adieu und ging. Unter der Portiere zwang es ihm das Gesicht noch einmal zurück. Und jetzt hatte sich auch Eva umgewendet, und er sah in ihre großen dunkeln Augen, die mit einem eigentümlichen, wehen und forschenden Ausdruck aus dem totenblaffen Antlitz leuchteten.

Kein Wort, kein Ton; aber zum ersten Mal ging eine Welle hinüber und herüber. Ein einziger Augenblick vermittelte zwischen ihnen, wenn auch nur etwas Undeutbares.

Und der in den Kissen sah den Ausdruck in dem schönen blassen Frauengesicht. Doch als er mit Anstrengung den Kopf dorthin wandte, wo ihre Augen hingeflogen waren, da war die Portiere schon gefallen und sie beide allein.

(Fortsetzung folgt).

Wenn die Rose blüht in ihrer vollsten Pracht

Zu dem Vollbild „Rose“.

Wenn die Rose blüht in ihrer vollsten Pracht,
Drängen junge Knospen sich dem Licht entgegen;
Wenn die Rose welkt, entfaltet über Nacht
An dem Strauche sich ein neuer Blumensegel.
Darum sei getrost! Ob auch dein Haar ergraut,
Leg' auf blonde Locken segnend deine Hände:
Heil der Jugend, welche rüstig weiter baut
An dem Riesenwerk, das keiner führt zum Ende!

Wenn die Sonne leuchtet, lacht die Welt dich an,
Alles blüht und lebt und schafft in goldner Klarheit . . .
Aber abends, wenn dein Tagwerk ist getan,
Bleibt der müden Seele doch nur diese Wahrheit:
Andre werden kommen, frisch und jung, wie du,
Und sie werden blühen, gedeihen und verschwinden;
Denn die nächste Nacht, die bringt auch ihnen Ruh,
Läßt auch sie den süßen Trost des Schlafes finden.

J. Stauffacher, St. Gallen.

☆ Frieden ☆

Leise senkt die Nacht die Schwingen,
Alles ruht beim Sternenschein,
Und die weichen Winde singen
Sanft die müden Kämpfer ein.

Frieden!

Furcht und Gram verschwinden wieder
Vor der Nacht des großen All,
Trost blickt aus den fernen nieder
Auf den kleinen Erdenball —

Frieden!

Anna Stauffacher, St. Gallen.